

Claudia Bruns
Metamorphosen des Männerbunds
Vom patriarchalen Vater
zum bündisch-dionysischen Führersohn

Die »Vaterlosigkeit«, die in den 1950er Jahren und in psychologischen Erziehungsratgebern bis heute oft beklagt und zur Ursache vielfacher Fehlentwicklungen (insbesondere der Söhne) erklärt wird, stellte sich um 1900 als ein erwünschter, geradezu erschnittener Zustand dar, den besonders die bürgerliche Jugendbewegung sehr schnell zum provokativen Teil ihres Programms erhob. Diese Sehnsucht, die wilhelminischen Patriarchen zu entthronen und mit ihnen ein vermeintlich verknöchertes, obrigkeitshöriges, an militärischem Prunk und äußerem Schein orientiertes System gleich mitzuentzorgen, war außerordentlich stark. Sie artikuliert sich vor allem im Reflexivwerden von kulturellen Formen und überliefertem Habitus – in Literatur, Kunst, Kleidung, Lebensstil und Bildungsreformdebatten. Vatermord und Jugendstil hatten um 1900 Konjunktur und verbreiteten vereint ihre morbide Aufbruchsstimmung nicht nur im Intellektuellen-Café, sondern auch im (groß)bürgerlichen Wohnzimmer: Fanden sich doch die größten Anhänger des neuen Jugendkults nicht zuletzt unter Vertreterinnen und Vertretern des etablierten Bürgertums selbst. Dieser antibürgerliche Affekt des Bürgertums muss insofern nicht irritieren, als tatsächlich am Grad der Akzeptanz oder Ablehnung väterlicher Autorität die für das Bürgertum höchst bedeutsamen Fragen von notwendiger oder erwünschter Modernisierung sowie der sozialen und sexuellen Ordnung selbst verhandelt wurden. Nicht selten erscheinen daher Gründungsakte der Moderne im Nachhinein als Phasen einer kollektiven Revolte gegen den »Über-Vater«, die allerdings – so könnte man hinzufügen – im Gewand einer »krisenhaften Männlichkeit« daherkam und oft erst im wissenschaftlichen Rückblick als mehr oder weniger traurige, wenn nicht traumatische »Vaterlosigkeit« thematisiert wird.

Ich möchte nun hervorheben, dass diese vermeintlichen »Entthronungen« und »Vatermorde« zwar tatsächlich zu bestimmten Veränderungen, die man Modernisierungen nennen könnte, führten, sie aber keineswegs der bürgerlich-hegemonialen Männlich-

keit einen finalen Todesstoß versetzten, deren Krisenhaftigkeit oft in einem Atemzug mit der Vaterlosigkeit zusammen moniert wird. Vielmehr könnte man (vor allem im jugendbewegt-männerbündischen Diskurs) von einer Modernisierung bestimmter Männlichkeitskonzepte sprechen: Diese Modernisierung kann zumindest zu bestimmten Teilen als eine Emotionalisierung und Erotisierung der traditionell auf das rationale Vernunftsubjekt der Aufklärung reduzierten Männlichkeit gefasst werden.

Zugleich verband sich mit der Ablösung vom alten patriarchalen Vatermodell eine wirksame Ermächtigung neuer politischer Strukturen, die in ganz unterschiedliche Richtungen wirksam wurde: Sie wurde sowohl von der jungen deutschen Demokratie nach 1918 wie auch von der erstarkenden nationalsozialistischen Bewegung gegen Ende der Weimarer Republik und schließlich von der NS-Führerdiktatur zur Legitimierung des jeweils eigenen Herrschafts- und Gesellschaftsmodells herangezogen. Dabei hatte die Weimarer Demokratie stärker unter der Klage des »Vaterverlusts«, der Abdankung des symbolischen Vaters in Gestalt des Monarchen, zu leiden, während sich die NS-Ideologie die Abdankung des Vaters im Namen des Führersohnes geradezu aneignete. Zur Unterfütterung dieser Thesen schlage ich einen historischen Bogen von den vaterrechtlichen Konstruktionen Bachofens Mitte des 19. Jahrhunderts über Schurtz' ethnologische Entwürfe vom gesellschaftsbildenden »Jünglings- und Männerhaus« um 1900 bis hin zur Demontage des wilhelminischen Patriarchen in männerbündischen Entwürfen der Jugendbewegung und NS-Ideologie.

Vom »Vaterrecht« zum bündischen Kollektiv

Die Sorge um den Verlust patriarchaler Autorität beunruhigte das Bildungsbürgertum spätestens seit der verstärkt einsetzenden Bachofen-Rezeption um 1880. Bachofen hatte die Gesetze der Geschichte als einen über Jahrtausende sich fortsetzenden Geschlechterkampf zu entschlüsseln versucht und damit – bei aller Faszination für ein als ursprünglich postuliertes Mutterrecht – (beinahe wider Willen) den prekären Status männlicher Hegemonie bzw. des alten Vatermodells offengelegt. So endet Bachofens Riesenwerk mit der ebenso ambivalenten wie melancholischen Warnung vor einer neu herauf-

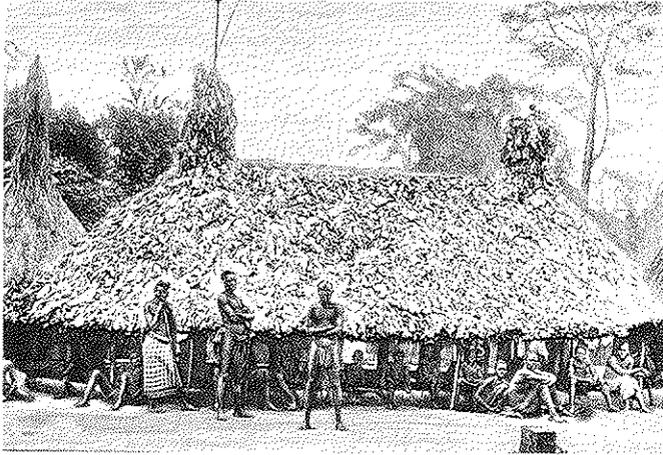


Abbildung 1: Versammlungshaus im Dorfe Bokula, Congostaat (nach Thonner). Heinrich Schurtz, *Urgeschichte der Kultur*, Neuer Abdruck, Bibliographisches Institut, Leipzig, Wien 1912, S. 15.

ziehenden Zeit der Frauenherrschaft: Es sei für den Mann unendlich schwer, »den Kampf gegen die Natur und ihr weiblich-materielles Prinzip zu bestehen«.¹ Mit Bachofens *Mutterrecht* setzte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine heftige Problematisierung der Machtverteilung zwischen den Geschlechtern ein. Anthropologen im In- und Ausland stritten erbittert über die möglichen Geschlechterordnungen der urzeitlich-»primitiven« Familie.

Bachofens Thesen inspirierten nicht nur linke Theoretiker zu rückwärtsgewandten Utopien sozialer (Geschlechter-)Gleichheit, sondern provozierten auch geschlechter- und sozialhierarchische Gegenutopien. Einer der folgenreichsten Gegenentwürfe wurde von dem Bremer Völkerkundler Heinrich Schurtz (1863-1903)² verfasst. Dieser machte es sich in seiner Schrift *Altersklassen und Männerbünde* (1902) zur Aufgabe, den leidigen Matriarchats-Spe-

kulationen ein Ende zu bereiten. Die Idee von der ursprünglichen »Weibergemeinschaft« sei in der Forschung durchweg zu »stark betont« worden, während man die »Thätigkeit des Mannes bei der Gesellschaftsbildung« »viel zu sehr übersehen« habe.³ Nicht Promiskuität und freie Liebe hätten am Anfang der Kultur gestanden, sondern die patriarchale »feste Ehe« neben der »organisierten Männergesellschaft«.⁴

Zum Beweis zog Schurtz moderne ethnologische Beschreibungen von »primitiven« Völkern »aus aller Welt« heran. Zu beobachten sei, dass in allen Gesellschaften Frauen getrennt von Männern lebten und sich zunächst vor allem die mannbaren Jünglinge in gesonderte Räume zurückzögen, welche man als regelrechte »Männerhäuser« bezeichnen müsse (vgl. *Abb. 1*, S. 98). Diese hätten als Versammlungshäuser gedient, in denen Männer spielten, feierten, Politik und Handel trieben, Fremde begrüßten, Kriege vorbereiteten und vieles andere mehr. All diese »männerhäuslichen« Tätigkeiten interpretierte Schurtz als die ersten Anzeichen einer höheren sozialen Entwicklung, welche er bei den rein bewahrenden und reproduktiven Tätigkeiten der Frauen in keiner Weise zu erkennen vermochte. Dabei verkörperte die Altersklasse der »jungen Krieger und Jäger« laut Schurtz die »rein gesellschaftlichen Neigungen des Mannes« am besten; sie bildete die zentrale Trägergruppe des Männerbunds.⁵

Unterstützend zur ethnologischen Methode entwickelte Schurtz eine rudimentäre Form der Triebtheorie, die von der legitimato- rischen Kraft naturwissenschaftlicher Analogiebildung zu profitieren suchte: Frauen seien gänzlich durch ihren sexuellen »Familientrieb« bestimmt, während Männern ein mehr oder weniger instinktiver, aus dem höheren Gefühl füreinander erwachsender »Gesellschaftstrieb« vorbehalten sei:

In Wahrheit ist die Frau immer die Vertreterin des Geschlechtslebens und der auf ihm beruhenden Verbände, während der Mann dem rein geselligen Dasein, das Gleiches mit Gleichem zu erhöhter Kraftentfaltung und ge-

1 Johann Jakob Bachofen, *Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynäikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur* (1861), 2 Bde., hg. von Karl Meuli, Basel 1948, Bd. 2, S. 925.

2 Thomas Ducks, *Heinrich Schurtz (1863-1903) und die deutsche Völkerkunde*, Freiburg 1996, S. 15-17.

3 Heinrich Schurtz, *Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft. Mit einer Verbreitungskarte*, Berlin 1902, S. 50.

4 Ebd., S. V.

5 Ebd., S. 89.

steigertem Lebensbewußtsein vereinigt, aus seinem innersten Wesen heraus huldigt und die Liebe zum Weibe als Episode betrachtet.⁶

Zum Beleg des ungeselligen weiblichen Charakters koppelte Schurtz seinen ansonsten so ausgefeilten Spezialdiskurs auch an den Elementardiskurs des Alltags zurück, indem er auf misogynne Redensarten rekurrierte oder aus der Sammlung frauenfeindlicher Sprüche aus dem bildungsbürgerlichen Kanon der Weltliteratur zitierte, wie sie in dem handlichen Büchlein *Des Frauenvolkes Schattenseiten* (1897) von Hans Sodor verbreitet wurden.⁷ Dazu gehörte es auch, Beobachtungen über die Geschlechterverhältnisse in der eigenen Gesellschaft legitimierend heranzuziehen:

Ein Blick auf die Zustände des wirklichen Lebens läßt denn auch die geringere gesellschaftsbildende Kraft des weiblichen Geschlechtes in überzeugender Weise erkennen. Von den gesellschaftlichen Verbänden sekundärer Art, die sich in unendlicher Menge finden, ist die erdrückende Mehrzahl von Männern gebildet: die wenigen Verbände, zu denen Angehörige des weiblichen Geschlechtes zusammengetreten sind, [...] sind fast niemals ganz selbständige Schöpfungen der Frauen.⁸

Trotz der wissenschaftlich weniger ausgefeilten Begründung der weiblichen Unfähigkeit zur Gesellschaftsbildung bezogen die Texte von Schurtz eine starke Attraktion, Anerkennung und Glaubwürdigkeit aus ihrem antifeministischen Rekurs auf die polare Geschlechterordnung, die den Gleichheitsforderungen der Frauenbewegung entgegengesetzt werden konnte. Schließlich fehlte es, so Schurtz wörtlich, aufseiten der Frauen »nicht an Vertreterinnen ebenso schroffer, gegen die Männerwelt gerichtete[r] Anschauungen«. Wie viele bürgerliche Männer sah er eine »Heerschar von Kämpferinnen für die Gleichberechtigung« heraufziehen, die jetzt deutlich »häufiger thätig hervor[tritt]«.⁹

Vor diesem Hintergrund versprach die Entdeckung eines »natürlichen« Bedürfnisses nach bündischen Zusammenschlüssen eine Stärkung der gesellschaftlichen Position des Mannes. Während Bachofens Szenario eines unvermeidlichen, jahrtausendealten und ewig währenden Geschlechterkonflikts eher tragische Züge anhafteten,

wartete Schurtz mit einer deutlich fortschrittsoptimistischeren Vision auf. Er fasste den Geschlechterkonflikt als moderne Konkurrenzsituation, die eigentlich nur unentwegt dazu antreibe, die männliche Überlegenheit zu steigern und immer wieder neu zu befestigen:

Ein gewisser Wettbewerb zwischen den beiden Gesellschaftsformen, der Männergruppe und dem Familienverband, tritt überall mehr oder weniger deutlich hervor [...]. In den Geheimbünden läßt sich in diesem Sinne vielfach ein Schachzug des männlichen Prinzips erkennen, das sich mit Bewußtsein gegen das durch Frauen und Kinder vertretene Familienwesen kehrt und durch Einschüchterung seine Oberherrschaft zu befestigen strebt.¹⁰

Die Polarität der beiden Geschlechter, die bei Bachofen auch als innerpsychischer Dualismus auftrat, wird bei Schurtz zugleich in die binäre Anordnung von zwei sozialen Gruppen überführt. Auf diese Weise schlich sich in Schurtz' Theoriebildung eine kleine, aber signifikante Verschiebung ein. Waren die biblisch-religiösen oder politischen Gründungsfiguren von Gesellschaften (in Analogie zum *pater familias*) traditionell als vereinzelt mehr oder weniger heroische (Vater-)Subjekte aufgetreten, so lokalisierte Schurtz nun eine männliche Gründungsgruppe am Ursprung moderner Sozialität. Nicht mehr Mann und Frau, matriachale Mutter und patriarchaler Vater traten gegeneinander an, sondern »Männerbund« und »Familie«. Diese kleine Modifikation erweist sich bei genauerer Betrachtung als nicht unerheblich – sägte sie doch (gleichsam in konsequenter Fortführung der Entwicklungen seit der Französischen Revolution) am patriarchalen Stuhl des mächtigen »Übervaters« und bestritt heimlich dessen Schöpfungskraft zugunsten eines neuen Konzepts vom Kollektiv, dem nun entsprechende Fähigkeiten zu eigen sein sollten und welches auf *den einen, den Vater* zu verzichten wusste. Umso mehr bemühte sich Schurtz, diesen Makel zu verdecken, und beeilte sich zu betonen, dass die Handlungskompetenz großer Männer durch den Bund nur gestärkt werde. Gerade die Möglichkeit, in modernen Gesellschaften zwischen verschiedenen Kreisen und Bundmitgliedschaften wählen zu können, befördere die Entwicklung des Einzelnen¹¹ und befreie ihn aus der alleinigen

6 Ebd., S. 21.

7 Ebd., S. 22, Anm. 6.

8 Ebd., S. 18.

9 Ebd., S. 45.

10 Ebd., S. 353.

11 Ebd., S. 21.

Bezogenheit auf die Familie.¹² Zugleich schütze das Zusammensein im Bund vor den Gefahren der Moderne: das heißt vor Vereinzelung, Atomisierung und einem massiven Bedeutungsverlust, mit welchem sich vor allem bildungsbürgerliche Schichten angesichts unaufhaltsam ihre Rechte einfordernder proletarischer »Massen« konfrontiert sahen.

Insofern präsentierte sich der Männerbund als ein Ort *zwischen* einer weiblich-familiär codierten Privatheit und einem öffentlichen Raum, der sich zunehmend nicht mehr auf bewährt patriarchale Weise kontrollieren ließ. Er platzierte sich gleichsam zwischen *Gemeinschaft* und *Gesellschaft* (Tönnies) als ein neues, synthetisch formuliertes Drittes. Er war ein Angebot, die moderne Atomisierungserfahrung aufzuheben und dennoch den Status des autonom handelnden männlichen Subjekts aufrechtzuerhalten. Mit dem Konzept des Männerbunds wurde somit nicht nur das alte Modell des *pater familias* abgelöst, sondern eine modernisierte Form hegemonialer Männlichkeit formuliert, die sich als Reaktion auf ein Unbehagen an der Moderne wie auch auf einen zweifachen Machtverlust gegenüber dem anderen Geschlecht und den unteren sozialen Schichten fassen lässt. So erstaunt es vielleicht nicht, dass Schurtz' *Altersklassen und Männerbünde* tatsächlich ein Erfolg wurde: Es sah sich in Fachkreisen enthusiastisch als neues Grundlagenwerk begrüßt, wurde zehn Jahre später durch den Schriftsteller und Männerbundtheoretiker Hans Blüher popularisiert und bis in die Weimarer Republik und NS-Zeit hinein immer wieder aufgegriffen.¹³

Jugendbewegte Entthronungen des wilhelminischen Patriarchen – Vaterlosigkeit als Programm

An Schurtz' Vorstellungen knüpfte 1912 der Berliner Student, Laienanalytiker und Monograph der Wandervogelbewegung, Hans Blüher (1888-1955), mit seinen Theorien von der männerbündisch-homoerotischen Fundierung der Jugendbewegung an, welche er zugleich als dramatische »Revolution« einer exklusiv männlichen Jugend gegen ihre Väter in die Geschichte einführte.

¹² Ebd., S. 64.

¹³ Ducks, *Heinrich Schurtz (1863-1903) und die deutsche Völkerkunde* (Anm. 2), S. 34.

Blüher teilte in vielerlei Hinsicht die typischen Erfahrungen der bürgerlichen Jugend der Jahrhundertwende. Er wuchs in einer Welt auf, in der sich Reformtendenzen ebenso bemerkbar machten wie ein Festhalten des Bildungsbürgertums an starren wilhelminischen Traditionen und Hierarchien. Die Kritik am Bildungssystem wurde zunehmend als Generationenkonflikt diskursiviert und zur dramatisch artikulierten Abwendung von den Vätern zugespitzt. Selbst wenn die Vaterdemontage oft genug eine rhetorische Figur blieb,¹⁴ so rechnete es sich Blüher als einen nicht unerheblichen Erfolg seiner Schriften an, dass die Jugendbewegung nunmehr als »echte Revolution« der Jungen gegen die Alten wahrgenommen wurde.¹⁵ Tatsächlich schien sich das revolutionäre Selbstverständnis gerade durch die Hinwendung der Jugend zu sich selbst und zu selbst gewählten, wenig älteren »Führern« in der Wandervogelbewegung zu bestätigen. Zugleich wurde die Inszenierung väterlicher Entthronung vom reformwilligen Teil der wilhelminischen Elternschaft durchaus unterstützt – war sie doch begleitet von politischen Hoffnungen des Bildungsbürgertums auf eine Regeneration der eigenen Werte durch einen »Aufbruch« der Jugend.

Das Erlebnis, mit einer »Horde« von Jungen zu immer ausge-

¹⁴ Im Gegensatz zu Blühers Deutung hielt etwa der Gründer der ersten Schülerwanderguppen, Hermann Hoffmann, die »Kennzeichnung der Bewegung als »Empörung der Jugend gegen Elternhaus und Schule« für eine »Erfindung späterer Jahre«. zit. n. Walther Gerber, »Hermann Hoffmann-Völkersamb (1865-1955)«, in: Gerhard Ziemer, Hans Wolf, *Wandervogel-Bildatlas*, Bad Godesberg 1963, S. 29-47, hier S. 32. Auch andere Zeitzeugen hoben gegen Blühers Deutung hervor, dass etwa ohne die Eltern und insbesondere ohne die »Biligung und den Schutz« der Bewegung durch den Direktor des Steglitzer Gymnasiums der »Jugendaufstand« nicht möglich gewesen wäre. Vgl. z. B. Georg Korth, »Blüher und der Wandervogel (Falsche Thesen und deren Berichtigung)«, in: *Archiv der deutschen Jugendbewegung* (AdJb) 6, J. Nl. H. Blüher.

¹⁵ Hans Blüher, *Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Ein Beitrag zur Erkenntnis der sexuellen Inversion*, mit einem Vorwort von Magnus Hirschfeld und einem Nachwort von H. Blüher, Berlin 1912, S. 11 f. Zur Diskussion des »Mythos vom Generationenkonflikt« und zum »revolutionären Konservatismus« der Jugendbewegung vgl. z. B. Rosemarie Schade, *Ein weibliches Utopia. Organisation und Ideologien der Mädchen und Frauen in der bürgerlichen Jugendbewegung 1905-1933*, Witzzenhausen 1996, S. 137-142. Auch Otto Neuloh und Wilhelm Zilius diagnostizieren geringe Spannungen zwischen den Generationen; dies., *Die Wandervogel. Eine empirisch-soziologische Untersuchung der frühen deutschen Jugendbewegung*, Göttingen 1982.

dehnteren Wanderungen aufzubrechen, die meist von nur wenig älteren Schülern und Studenten geleitet wurden, bot Blüher und seinen Mitschülern die Möglichkeit, Abstand vom Druck der Eltern und Lehrer zu gewinnen und Freiräume zu erschließen, die es zuvor nicht gegeben hatte. In seinen Wandervogel-Büchern interpretierte Blüher die Suche seiner Generation nach Alternativen zum autoritären Bildungssystem und zu familiären Bindungen – eine Suche, die aus dem Elternhaus herausführte und doch als Suche nach einem »besseren« Vater deklariert wurde:

Nun aber haben wir gesehen, daß die Jugend, die zum Wandervogel geworden war, an ihren Vätern verzweifelt war, ja daß diese ihr zum Teil sogar lächerlich geworden waren, – mit gutem Recht! Da forderte die Unauslöschlichkeit der kind-väterlichen Liebe einen realen Ersatz; der heranwachsende Jüngling übertrug diese Gefühle auf eine bessere Art Vater.¹⁶

Wo der eigene Vater ihnen »ein kläglicher Wicht« geworden war, hätte die Jugend auf der Suche nach einem »Heros«¹⁷ und »Männerhelden«¹⁸ »wo anders unterschlüpfen« müssen, so Blüher.¹⁹ Im Wandervogel entstanden enge Bindungen an wenig ältere Wandervogelführer, die an Intensität den familiären Bindungen gleichkamen. So verband sich die Demontage des Vaters mit einer Hinwendung zum Jünglings- und Führerkult, die gerade in der Reklamation revolutionären Aufbruchs mit dem Gefühl einer Vermännlichung und Verjüngung verbunden war.²⁰ Hieran war auch das Bildungsbürgertum äußerst interessiert.

Diese Erlebnisse versuchte Blüher zu konzeptualisieren und als männerbündische Erfahrung festzuschreiben. So avancierte bei Blüher der Knaben- und Männerbund explizit zur staatstragenden Gemeinschaft, deren Konzeption Mädchen und Frauen als Teil der Familie exkludierte:

16 Hans Blüher, *Wandervogel. Geschichte einer Jugendbewegung*, 2 Bde., Bd. 2: *Blüte und Niedergang*, Berlin-Tempelhof 1912, S. 24.

17 Ebd., S. 97.

18 Ebd., S. 175.

19 Ebd., S. 25.

20 Claudia Bruns, »... ein Kampf der Jugend gegen das Alter? Der (anti-)bürgerliche Jugendkult zwischen Revolution und Reaktion«, in: Henning Albrecht u. a. (Hg.), *Politische Gesellschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*, Hamburg 2006, S. 89-101.

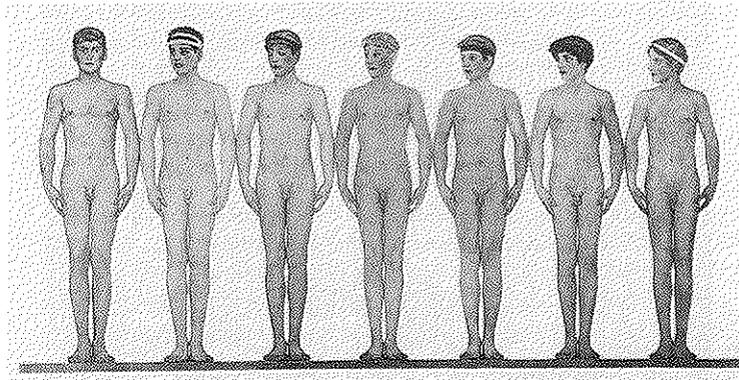


Abbildung 2: Alexander Schneider, »Gymnasion«, nach dem Ölgemälde »Knabenkriege« (1912). Mit freundlicher Genehmigung des Schwulen Museums, Berlin (Sammlung Andreas Sternweiler).

Die Familie, das heterosexuelle Triebprodukt, ist also keineswegs die Grundlage des Staates, wie man durch oberflächliche Analogie in Bezug auf monarchische Verwaltung bisher verführt meinte, sondern gerade umgekehrt jener mehr oder weniger starke Rest des homosexuellen. [...] Die staatenbildende Eigenschaft des Menschen [liegt] in seiner sonderbaren Sexualstruktur, die über die Familie hinausgeht [...].²¹

Während Schurtz einen nicht näher definierten männlichen »Gesellschaftstrieb« als Ursache für die Entwicklung komplexerer Gesellschaften ausfindig gemacht hatte, erfuhr der Trieb hier im Anschluss an Freud seine Sexualisierung und provokante neue Legitimierung. Er wurde gerade dadurch für eine Heerschar moderner Wissenschaftler interessant. Gerade weil der Bund nun über erotische Bindungen strukturiert sein sollte, trat er in neuer Weise in Konkurrenz zur Familie. Während diese bei Blüher auf die physische Reproduktionsfunktion von Nachkommen reduziert war, konnten die sexuellen Potenzen der Männer im Bund durch Sublimierung in eine »höhere« Ordnung mann-männlicher Wahlverwandschaft transformiert werden. Dem Männerbund kam die Aufgabe zu, die

21 Blüher, *Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen* (Anm. 15), S. 70.

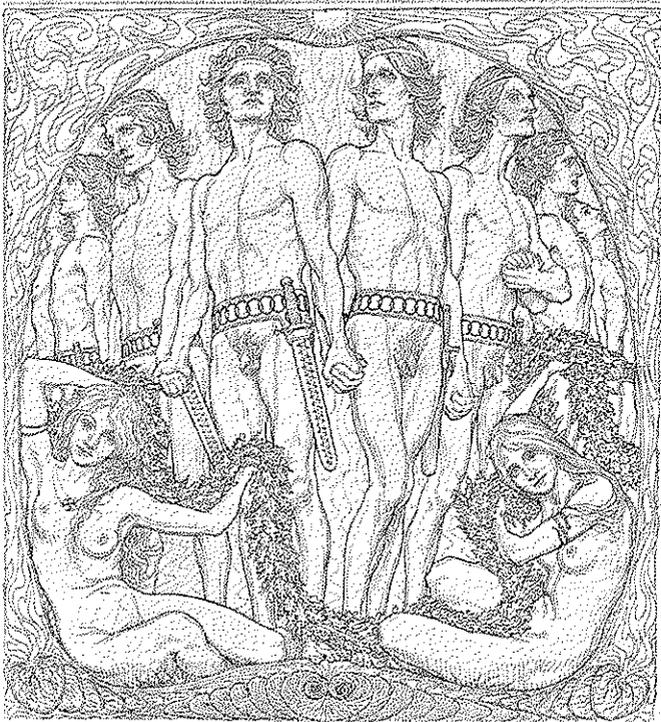


Abbildung 3: Fidus, »Hohe Wacht« (1913).
Mit freundlicher Genehmigung des Archivs der deutschen
Jugendbewegung (Signatur: 262 Abt. N 38 Nr. 539).

verstreute Masse in einer Art zweiter Geburt zu einer hierarchisch geordneten Organisation zu erheben, die gerade dadurch als staatstragend konzipiert werden konnte (vgl. *Abb. 2*, S. 105).

Die Verschränkung von Sozialem und Sexuellem trug indes dazu bei, protonormalistische Ausgrenzungen über den sexuellen Trieb oder Instinkt zu begründen. In dieser Hinsicht wurde der Eros tatsächlich zu einer neuen Metaphysik, die die Kontroverse über soziale In- und Exklusionen in den Bereich innerer Wahrheiten verschob. Der Rekurs auf den Eros lieferte auch die Legitimation

der jungen Wandervogelbewegung zur Abgrenzung vom anderen Geschlecht. Die Ablehnung des Mädchenwanderns hatte ihre moderne theoretische Fundierung gefunden und konnte nahtlos in die antifeministischen Forderungen gegen Frauen in staatlichen und politischen Funktionen übersetzt werden, die für viele bürgerliche Männer interessant waren und dabei eine unglaubliche Resonanz erfuhren. Die Politik des Eros wurde gerade im Rekurs auf eine innere Wahrheit des Subjekts wirkmächtig. Der vermeintliche Angriff auf die bürgerlichen Väter verband sich zugleich mit der Re-Etablierung einer Männlichkeit, die zwar nicht patriarchal gedacht war, jedoch die alten Hierarchien zwischen Männern und Frauen, Mädchen und Jungen erneut befestigte – wenn auch mit Hilfe eines modernen Konzepts, auf das sich die Diskussion historisch vollkommen konzentrierte.²²

In der Zeichnung »Hohe Wacht« von Fidus, dem bekanntesten Maler der Jugendbewegung, aus dem Jahr 1913 (vgl. *Abb. 3*, S. 106)²³ sind nur mit Lendengürtel und Schwert geschürzte Jünglinge zu sehen, die sich zum Männerbund verbinden, indem sie sich an den Händen halten und ihre nackten, schönen Körper zu einer fast undurchdringlichen Mauer zusammenschließen. Dass Frauen hier nur schmückendes Beiwerk sind, macht nicht zuletzt die untergeordnete Position deutlich, in der zwei weibliche Figuren am rechten und linken unteren Bildrand posieren und – fern jeder erotischen Konnotation – eine Art Lorbeerkrone emporrecken.

Noch immer finden sich in der Forschungsliteratur Beschreibungen väterlichen Autoritätsverlusts, die – den Untergang patriarchaler Kultur bedauernd – zur Erklärung der angeblich »misslungenen männlichen Initiation« der Jugend um 1900 herangezogen werden. In ihnen wird nicht selten ein Ideal normal-autoritärer väterlicher Männlichkeit transportiert, das alle Topoi binärer Geschlechterhierarchien ungebrochen aufruft. Das Brüchigwerden von

22 Die hier etablierten Abgrenzungsstrategien ließen sich zugleich mühelos in »rassische« und antisemitische Konzeptionen überführen, die von Teilen dieser Generation als modern wahrgenommen wurden. 1913 wurden Juden aus den Wandervogelverbänden ausgeschlossen.

23 Die Zeichnung ließ der Maler anlässlich des Treffens der Freideutschen Jugend auf dem hohen Meißner im Oktober 1913 verteilen. Damit versuchte er den Zusammenschluss der zersplitterten Jugendbewegung zu einem wehrhaften Bund zu symbolisieren.

Formen hegemonialer Männlichkeit präsentiert sich als gefährliche Verfehlung einer psychosozialen Entwicklungsnorm. So ist etwa in Rüdiger Steinleins Studie über die Figur des jugendlichen Ästheten aus Hugo von Hofmannsthals *Märchen der 672. Nacht* zu lesen:

Woher aber dieser Mangel an Männlichkeit der Helden, an ihrer sozusagen sozialen Durchsetzungs- als Penetrationskraft, der sie zu jener ästhetizistischen Haltung gerade gegenüber Frauen veranlasst? Er ist, psychohistorisch gesehen, Resultat einer Verschiebung des Vaters in eine randständige Position im familialen Sozialisationsgefüge – mit gravierenden Folgen für die männliche Persönlichkeitsbildung.²⁴

Aber auch in Theweleits viel zitierte psychoanalytisch argumentierende Studie über die Entstehung soldatischer Männlichkeit im präfaschistischen Deutschland liest man ein Bedauern über die Abdankung des wilhelminischen Vaters: »Das Versprechen der Freiheit, das in der Entmachtung des realen Vaters durch den Kapitalismus liegt, kam für sie [die soldatischen Männer, C. B.] zu früh und wurde unerträglich, weil [...] sie den Vater als Felseneiland nötig gebraucht hätten.«²⁵

Der revolutionäre Sohn als nationalsozialistische Führerfigur: Modernisierungsstrategien patriarchaler Männlichkeit

Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs entflammte nicht nur eine in ihrer Größenordnung noch einmal erweiterte Blüher-Rezeption in Wissenschaften, Kultur, Politik und Religion.²⁶ Es kamen auch

24 Rüdiger Steinlein, »Ästhetizismus und Männlichkeitskrise. Hugo von Hofmannsthal und die Wiener Moderne«, in: Claudia Benthien, Inge Stephan (Hg.), *Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Köln u.a. 2003, S. 154-177.

25 Klaus Theweleit, *Männerphantasien* [1978], 2 Bde., Bd. 2: *Männerkörper. Zur Psychoanalyse des weißen Terrors*. Reinbek 1995, S. 364.

26 Zur Blüher-Rezeption vgl. Claudia Bruns, *Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur 1880-1934*. Köln u.a. 2008, S. 327-382. Auch Jürgen Reulecke schätzt die Bedeutung der »Männerbundideologie« für die Mentalitätsgeschichte der Zwischenkriegszeit und besonders »für die »Machtergreifung: der Nationalsozialisten« als beträchtlich ein. Vgl. ders., »Männerbund

neue männerbündische Praktiken auf, die das diskursive Konzept in bisher nicht gekannter Radikalität in die Tat umsetzten und mit der persönlichen Lebensführung verbanden. Die Wandervogelbewegung nannte sich jetzt bündische Jugend und trennte die Geschlechter erneut streng voneinander. Die heimkehrenden Freikorpskämpfer taten sich zu militanten Bünden zusammen, und die neuen politischen Organisationen griffen rechts wie links auf bündische Strukturen zurück.²⁷

Der spätere nationalsozialistische Chefideologe und Professor für politische Pädagogik Alfred Baeumler (1887-1969) profilierte sich in der Weimarer Republik zunächst als Kant-, Bachofen- und Nietzsche-Interpret, bevor er in den 1930er Jahren zu einem extremen Verfechter des Männerbunds avancierte. Diese auf den ersten Blick überraschende Entwicklung verdient eine genauere Analyse. Dabei ist es vielleicht kein Zufall, dass Baeumler und Blüher fast gleichaltrig waren. Beide gehörten zur selben Generation, die für bestimmte prägende Erlebnisse ihrer Jugend ähnliche Interpretationsmuster entwickelt hatte.

Im Jahr 1926 interpretierte Baeumler Bachofen als einen radikal romantischen Denker, der in eine »vorhistorische, vorbewußte Schicht des geistigen Seins, in die Schicht der Ursprünge« vorgezogen sei.²⁸ Eines solchen Mythos müsse man sich »bemächtigen«, um Zugang zur »symbolschaffenden, mythenbildenden Kraft selber« zu bekommen.²⁹ In dem Wort »Mutter« fand Baeumler alles zusammengefasst, was die Romantiker gesucht hätten. Mütterlich sei die Vergangenheit, der Mythos, der Eros, die gebärende Kraft.³⁰ Mit der Verherrlichung der Mutter als der urmythischen,

versus Familie. Bürgerliche Jugendbewegung und Familie in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts«, in: ders., *Ich möchte einer werden so wie die ...». Männerbünde im 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M., New York 2001, S. 69-88, hier S. 70 f. – Vgl. zur weiteren Entwicklung seinen Beitrag in diesem Band.

27 Zur Gewaltpraxis faschistischer Kampfbünde und ihrer Orientierung an männerbündischen Konzeptionen vgl. Sven Reichardt, *Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadrismus und in der deutschen SA*. Köln u. a. 2002, S. 689-695.

28 Alfred Baeumler, *Das mythische Weltalter. Bachofens romantische Deutung des Altertums. Mit einem Nachwort: Bachofen und die Religionsgeschichte* [1926], München 1965, S. 200.

29 Ebd., S. 201.

30 Ebd., S. 204 f.

religiösen Gebärerin sei Bachofen der eigentlich große Wurf gelungen.

Dies bedeutete jedoch keineswegs, dass er Bachofens Hauptthese vom *weiblichen Ursprung* der Kultur unterschreiben wollte.³¹ Nur dessen leidenschaftliche Verehrung der Mutter habe ihn zu derartigen Thesen verleitet. So habe bereits Bachofen »Apollon, [den] Gott des Tages und der Paternität«, auf einer »höheren Religionsstufe« angesiedelt als die Muttergöttin. Baeumler interpretierte Bachofens Mutterkult schließlich als ein ursprüngliches Mutter-Sohn-Verhältnis: »Nur als *Muttersohn* ist Bachofen zu begreifen; aber auch nur als der Mutter *Sohn*.«³² Während die Frau als Mutter den »nächtlichen Schoß« der Menschheit symbolisiere, entspringe ihr der strahlende Sohn Apoll wie die aufgehende Sonne. Der Glanz des Sohnes überstrahle das nächtliche Dunkel, auch wenn er noch die Nachtnatur in sich trage.³³ Nur so sei die Betrachtung des mütterlichen Ursprungs mit dem »Kult des männlichen Lichtgottes« widerspruchsfrei zu vereinbaren.

Mit dieser Aufhebung der Gegensätze in der Glorifizierung des Sohnes präsentiere sich Baeumler zugleich als Überwinder des dialektischen Denkens.³⁴ Einzig wenn die Frau als »Gebärerin« eines überragenden Sohnes hinter diesem zurücktrat, durfte sie sich den Anspruch auf den »Ursprung« der Menschheit mit ihm teilen. Dieser Generation ging es deutlich nicht mehr darum, die Stellung der Vaterpatriarchen einzunehmen. Die Position des rebellischen Sohnes war ihr wesentlich näher. Das Verhältnis zur Frau wurde von Baeumler nur als Verhältnis zur Mutter gedacht.

Zugleich konstatierte Baeumler für seine Gegenwart »in der Tat alle Züge einer ›mutterrechtlichen‹ Epoche« und entwarf das Szenario einer durch die Vorherrschaft der Frau bedrohten männlichen

Zivilisation.³⁵ Es sei ein »offenes Geheimnis, daß die väterliche Gewalt, die Herrschaft des Mannes heute gebrochen« sei. Äußerlich und gesetzlich herrsche das strengste Vaterrecht. »Ein Blick in die Straßen Berlins, Paris oder Londons« aber zeige, dass »Zeus und Apollon« vor dem »Kult der Aphrodite« zurücktreten müssten, so Baeumler. Innerhalb einer sinnlichen Kultur unterliege notwendig der Mann.³⁶ Die Aufgabe des »apollinischen Geistes« sei es, hier nicht einfach an die Gesetzeslage zu glauben, sondern die Etablierung eines »wirklichen Vaterrechts« als ständige Herausforderung anzunehmen: »Das wirkliche Vaterrecht ist nicht eine Institution, sondern eine Funktion«, eine Aufgabe.³⁷

Zwar sollte die Frau als »Mutter« zu neuen Ehren kommen.³⁸ Dennoch wurde der Männerbund als zentraler Träger des Staates der Familie hierarchisch übergeordnet. So schrieb Baeumler in fast wörtlicher Adaption von Blühers Staatskonzeption:

Die Familie ist nicht die ›Keimzelle‹ des Staates [...]; der Staat wird [...] künstlich geschaffen durch die Taten und die Vereinigung freier Männer. [...] Findet der sich entwickelnde Mann den Platz nicht, den er zur Entfaltung braucht, hat er nur die Wahl, zum nüchternen Geschäftsmann, zum Weiberknecht oder zum versimpelten Familienvater zu werden, so wird das der Verderb des Ganzen.³⁹

31 Ebd., S. 300: »Bachofen ist, als er dem Weibe die ›erste Erhebung des Menschengeschlechts, den ersten Fortschritt zur Gesittung und zu einem veredelten Dasein‹ zuschrieb, zu weit gegangen. Welcher Denker hat aber unter der Gewalt einer neuen großen Konzeption jemals die Übertreibung vermieden?«

32 Ebd., S. 307.

33 Ebd., S. 308.

34 Ebd., S. 310: »Das abstrakte, undialektische Denken kann die Gegensätze nicht vereinigen: die Finsternis kann nicht aus dem Lichte, das Licht nicht aus der Finsternis kommen. Es kann in der Tat nicht daraus ›kommen‹, wohl aber kann es daraus ›geboren werden.‹«

35 Ebd., S. 311: »Innerhalb einer späten, verfallenden Zivilisation erheben sich wieder die [...] asiatischen Muttergottheiten, denen man in Orgiasmus und Zuchtlosigkeit, mit dem Gefühl hoffnungsloser Verlorenheit inmitten sinnlicher Schwelgerei dient.«

36 Ebd., S. 312.

37 Ebd., S. 313: »Es ist der Grundirrtum jeder allzu ›männlichen‹ Betrachtung der Geschichte, daß die Herrschaft solcher Mächte einmal gebrochen worden sei, und seit dieser Zeit ein neues Recht auf Erden bestehe. Darin steckt jener absurde, aber typisch männliche Glaube an die Kraft der Institutionen, Vorschriften und Gesetze. Institutionen gewährleisten nichts. [...] Die Natur im Menschen ist nicht einmal überwunden worden, sondern muß immer wieder von neuem überwunden werden.«

38 Mutterschaft wurde nicht nur finanziell, sondern auch durch öffentliche Ehrungen und Auszeichnungen wie das »Mutterkreuz« aufgewertet. Vgl. Claudia Koonz, *Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich*, Freiburg 1991.

39 Alfred Baeumler, »Das akademische Männerhaus (Vortrag, gehalten unter dem Titel ›Die Erneuerung des studentischen Hauses‹ auf der Vertretertagung des Hochschulrings deutscher Art, Schloß Boitzenburg, 17. Okt. 1930)«, in: ders., *Männerbund und Wissenschaft* [1934], Berlin 1943, S. 30-44, hier S. 42.

Das Neue, Revolutionäre und Antibürgerliche am nationalsozialistischen Zugriff auf den Männerbunddiskurs war die dezisionistische Preisung des Willens zur Tat *an sich*, die mehr von dem Gefühl der Energie und Lebendigkeit getragen sein sollte als von rationalen Erwägungen.⁴⁰ Der Akt der Ins-Werk-Setzung des Männerbunds wurde lebensphilosophisch vitalisiert und sollte das System der Repräsentation durch das der Unmittelbarkeit ersetzen. Mit dem Nimbus des Revolutionären und Dynamischen aufgeladen, realisierte es sich im männlichen (Kollektiv-)Subjekt:

Der bündische Gedanke! Wie bezeichnend, daß man den Bund sofort in einen Gedanken verwandelt, daß man nicht sieht: es kommt auf den wirklichen Bund an, [...] selbst dann, wenn er nicht alle Wünsche erfüllt[...] [...]Er ist ein Erzeugnis von Kräften, und die Kraft, die ihn eigentlich konstituiert, ist diejenige, die in einem Bunde freier Männer hervortritt.⁴¹

Um deutlich zu machen, welche Art von Männerbünden Baeumlers Ideal entsprachen, verwies er auf die »erste Zeit der Jugendbewegung« und erinnerte im selben Atemzug an die soldatischen Freikorps-Verbände, die zu Beginn der Weimarer Republik auf eigene Faust mit terroristischen Aktionen Politik machten. Er stellte damit eine Traditionslinie her, die den Mythos der revolutionären Jugendbewegung der Vorkriegszeit mit dem hierarchisch und paramilitärisch organisierten Soldatenideal der Freikorpskämpfer verband. Das »Pulverfaß ist da, es fehlt der Funke«, schrieb Baeumler bereits 1930.⁴²

Wenn Baeumler auch die gesamte Konzeption des männerbündischen Staats von Blüher übernahm, so distanzierte er sich jedoch von einem Element deutlich: von der erotischen Begründung mann-männlicher Bindungen. Zwar solle es »die Freundschaft als Lebens-

verhältnis« unter Männern endlich wieder geben.⁴³ Jede Form von erotischer Beziehung sei jedoch ein Zeichen von Schwäche und Verweiblichung.⁴⁴ Entsprechende Veränderungen lassen sich auch in bildnerischen Konstruktionen des Männerbunds zu Beginn der 1930er Jahre wahrnehmen. Die Zeichnung »Spatenwacht« von Fidus (vgl. Abb. 4, S. 114) zeigt die Männer nicht mehr in enger körperlich-erotischer Verbindung miteinander, sondern vereinzelt und angespannt, auf die Arbeit am »Boden« konzentriert und in Reih und Glied nebeneinander wie zum Appell aufmarschiert. Es scheint, als sollte – neben den antisemitischen Implikationen⁴⁵ – einmal mehr die Überlegenheit der »Söhne« über die weiblich konnotierte »Mutter Erde« zum Ausdruck gebracht werden, die dennoch eine Verschmelzung und Einverleibung des Mütterlichen assoziiert, wie

43 Ebd., S. 38f.: »Es gibt keine Freundschaft ohne Vaterland, aber auch kein Vaterland ohne Freundschaft. Weil das verbindende Mittelglied zum Staat fehlt, welches der Bund ist, gibt es keine Erziehung zum Staat und durch den Staat.«

44 Ebd., S. 39f.: »Schwache Naturen werden durch die Erotik aus der Welt der männlichen Beziehungen gänzlich abgedrängt. Sie verschwinden vom Schauplatz, nachdem sie geheiratet haben, oder sie gehen unter in erotischen Beziehungen. Das erotische Verhältnis tritt an die Stelle des Freundschaftsverhältnisses. Das scheint wenig, das sieht aus wie ein bloßer Unterschied zweier psychologischer Typen – aber es bedeutet viel mehr. Denn das Freundschaftsverhältnis hat eine Beziehung zum Staate, das erotische Verhältnis nicht. In seiner Rede über die deutsche Republik hat Thomas Mann die Demokratie als eine erotische Angelegenheit definiert. Sie kann sich in der Tat nur da erhalten, wo das Weib und die Beziehung zum Weibe vorherrschend ist, niemals da, wo die Freundschaft herrscht. Weil der Deutsche wesentlich kriegerischer Natur ist, weil er Mann ist, weil er für die Freundschaft geboren ist, deshalb kann die Demokratie, die in ihrer letzten Konsequenz dazu führt, daß Weiber über Männer richten dürfen, niemals in Deutschland gedeihen.«

45 Die »Spatenwacht« bildete den Endpunkt einer Bildserie von Fidus, die mit der »Schwertwache« begonnen hatte und die laut Frecot, Geist und Kerbs dessen »Verständnis von Gemeinschaft zum Inhalt« hatte. Fidus hing völkisch-antisemitischen Positionen an und begrüßte die NS-Bewegung enthusiastisch. Entsprechend äußerte sich Fidus zur »Spatenwacht« im Jahr 1935 auf der Rückseite einer Postkarte. Er habe die Zeichnung »damals für den [sic] Bodenreform gedacht«, sie sei aber wegen seines »antisemitischen Spruches« »untunlich« gewesen. Inzwischen sei sie zeitgemäßer geworden. Sie zeige »Bodentreue« und »Gemeinsinn«, wie dies die »Zeitforderung« sei. Janos Frecot, Johann Friedrich Geist, Diethart Kerbs, Fidus 1868-1948. Zur ästhetischen Praxis bürgerlicher Fluchtbewegungen, Neuaufgabe mit einem Vorwort von Gert Mattenklott und einer Forschungsübersicht von Christian Weller, Frankfurt/M. 1997, S. 190.

40 »Handeln heißt nicht: sich entscheiden für ..., denn das setzt voraus, daß man wisse, wofür man sich entscheidet, sondern handeln heißt: [...] Partei nehmen, kraft eines schicksalhaften Auftrags, kraft eigenen Rechts«, ohne die Möglichkeit einer Deckung, [...] Die Entscheidung für etwas, das ich erkannt habe, ist schon sekundär«, so Baeumler im Februar 1933. Alfred Baeumler, »Der theoretische und der politische Mensch (Vortrag, gehalten vor der Studentenschaft, Dresden, 27. Februar 1933)«, in: ders., *Männerbund und Wissenschaft* (Anm. 39), S. 94-112, hier S. 108.

41 Baeumler, »Das akademische Männerhaus« (Anm. 39), S. 32.

42 Ebd., S. 33.

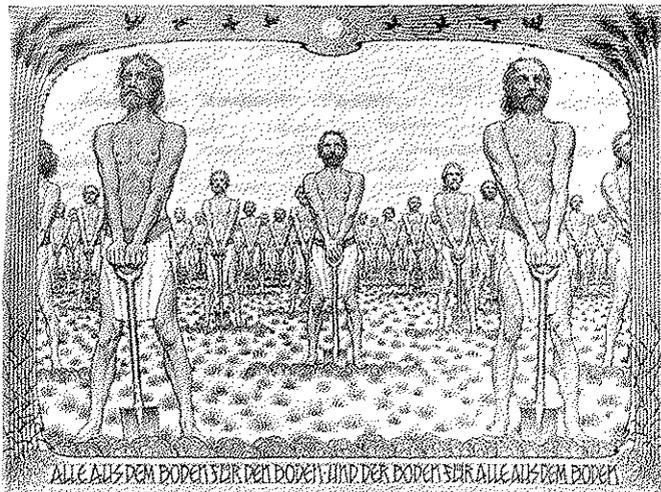


Abbildung 4: Fidus. »Spatenwacht (1930)«. Janos Frecot, Johann Friedrich Geist, Diethart Krebs, *Fidus 1863-1948*, Frankfurt/M. 1997, S. 465. Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Rogner & Bernhard, Berlin.

sich in der Bildunterschrift artikuliert: »Alle aus dem Boden für den Boden, und der Boden für alle aus dem Boden.«

Blüher's Eros-Konzeption wurde von Baeumler in eine Hingabebereitschaft und Verschmelzungsfantasie übersetzt, die umso ekstatischer sein konnte, je strenger sie als soldatische Ordnung und Hierarchie gedacht wurde: »Mann steht da neben Mann, Säule neben Säule: das ist die Schlachtreihe, das ist der Tempel, das ist das Heiligtum, das ist der Staat.«⁴⁶

Dass es Baeumler gelang, diese beiden auf den ersten Blick vollkommen konträren Diskurspositionen vom gynäkokratischen und vom männerbündischen Ursprung der Geschichte miteinander zu verbinden, zeigt die Fähigkeit der nationalsozialistischen Ideologie, ganz unterschiedliche Diskurspositionen zu verschmelzen und die schärfsten Spannungsfelder der modernen Gesellschaft – und zu diesen gehörte auch für Baeumler an erster Stelle der Geschlech-

⁴⁶ Baeumler, »Das akademische Männerhaus« (Anm. 39), S. 39.

terkonflikt – vermeintlich zu harmonisieren.⁴⁷ Wo vorher Mann und Frau um den Ursprung stritten, sollte nur noch der dionysische Sohn gelten. Es war eine gewaltsame Harmonisierung, die vorgab, das »Chaos« der Moderne im ekstatischen Jünglingskult zu beenden. Die Sehnsucht nach Entgrenzung, Lebendigkeit und absoluter Kreativität und der Wunsch nach Ordnung und Sicherheit sollten sich an ihren Enden berühren und in einem hierarchischen Führerkult ihre ebenso paradoxe wie gewaltsame Auflösung finden.

Ausblick

Beklagte Bachofen noch den Verlust des in die Familie eingebundenen »Patriarchen«, so sollte sich dies dramatisch ändern: Der Männerbund betrat als Alternativmodell zur Familie das historische Parkett und wurde nicht zufällig an der Schnittstelle zwischen familiärem und politischem Raum etabliert. Er zeigte sich – genau wie die Familie – durch erotische Bindungen konstituiert, wurde jedoch – mit den Privilegien des bürgerlichen Vernunftsubjekts ausgestattet – als allein staatstragend imaginiert und trug im Namen der Sohnesrevolte zu einer radikalen Modernisierung bürgerlicher Männlichkeit bei, ohne deren hegemoniale Position zu gefährden. NS-Chefideologe Alfred Baeumler führte diese Linie konsequent weiter, indem er, anstatt auf den logoszentrierten bürgerlichen Patriarchen zu setzen, Modelle von Männlichkeit zu etablieren suchte, die Eros und Logos, Leidenschaft und Beherrschung, Entgrenzung und Ordnung im bündisch-dionysischen Führersohn verbanden.

In der Nachkriegszeit und den folgenden Jahrzehnten verlor der Männerbunddiskurs in Deutschland allmählich seine positiven Konnotationen. Die faschistische Vereinnahmung des Bündischen

⁴⁷ Tatsächlich wurde diese Vorstellung vom Bund als einer »Keimzelle« politischer Großformen von den Nationalsozialisten durch eine Vielzahl männerbündischer Organisationen in die Tat umgesetzt: von *Pimpfen* über *Hitlerjugend* und *SA* als den braunen Kämpfern bis hin zu Eliterverbänden wie den schwarzen Ratern, der *SS*, als Leibstandarte Adolf Hitlers. Für die Frauen gab es mit Ausrichtung auf ihre generative Funktion und die »Kameradschaftsische« den *Bund deutscher Mädel* und das *Mütterwerk*. Beiden Frauenorganisationen wurde – nach einigen Auseinandersetzungen – schließlich ein männlicher Führer übergeordnet.

und die undemokratischen (ganz zu schweigen von den homocrotischen) Assoziationen, die der Männerbundbegriff weckte, trugen dazu bei, dass er allmählich verschwand und inzwischen, abgesehen von einigen rechtsradikalen Gruppierungen und Studentenverbindungen, nur noch selten der Selbstbezeichnung von Männergruppen dient. Hans Blüthers Schriften, die in Kaiserreich und Weimarer Republik auf so große Resonanz stießen, gerieten bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Vergessenheit oder wurden in anderen (unverfänglicheren) Hinsichten (erwa in Bezug auf Fragen kantischer Philosophie und alternativmedizinischer Homöopathie) rezipiert. In den 1950er und frühen 1960er Jahren trat das Wort »Männerbund« selbst in vielen Nachrufen und Rezensionen zu Blüher und seinem Werk in den Hintergrund.⁴⁸ Dieser arbeitete seinerseits nach 1945 daran, die (homo)sexuellen und antisemitischen Implikationen seiner männerbündischen Schriften vergessen zu machen, und wurde schließlich als »Opfer des Faschismus« anerkannt.⁴⁹ Die sich hier abzeichnende Marginalisierung des Männerbunddiskurses zeigt sich auch daran, dass die Einträge zum »Männerbund« allmählich aus populären Lexika verschwanden oder reethnologisiert wurden.⁵⁰ Dass der Verlust einer solchen iden-

tifikatorischen Rede vom Männerbund später gelegentlich bedauert wurde – etwa von Nicolaus Sombart,⁵¹ der selbst in der bündischen Jugendbewegung sozialisiert wurde, oder von Männerbundideologen wie dem Göttinger Lehrer Karlheinz Weissmann⁵² –, bestätigt nur den Befund, dass die Rede vom »Männerbund« inzwischen weitgehend desavouiert ist.

Dies heißt jedoch nicht, dass männerbündische Strukturen unwirksam geworden wären, worauf jüngere Studien über »männerbündisches Management« (Doppler), den Staat als Männerbund (Kreisky) oder über die »Verhinderung der beruflichen Gleichstellung« (Höying/Puchert),⁵³ hinweisen. Der Begriff des Männerbunds hat sich vielmehr von einer Selbstbezeichnung geschlechtsexklusiver Gruppierungen hin zu einer (kritischen) Analysekategorie verschoben, mit deren Hilfe bestimmte historische und soziale Phänomene der westlichen Gesellschaft erfasst werden sollen.

Indes scheint es wenig sinnvoll, den Begriff des Männerbunds auf *alle* exklusiv von Männern getragenen Bewegungen des Abendlands oder gar weltweit zu projizieren,⁵⁴ weil der Begriff bei sei-

fort. Derzeit wird der Begriff im Internet einerseits historisiert und andererseits als feministisch-analytische Kategorie eingeführt. (<http://de.wikipedia.org/wiki/Maennerbund>) (abgerufen am 8.8.2009)

51 Nicolaus Sombart, *Die deutschen Männer und ihre Feinde. Carl Schmitt – ein deutsches Schicksal zwischen Männerbund und Matriarchatsmythos*. Frankfurt/M. 1997.

52 Karlheinz Weissmann, *Männerbund*, Schnellroda 2004.

53 Doris Doppler, *Männerbund Management. Geschlechtsspezifische Ungleichheit im Spiegel soziobiologischer, psychologischer, soziologischer und ethnologischer Konzepte*. München u.a. 2005; zusammengefasst in: dies., »Männerbündisches Management – Verbündete Manager. Der Männerbund als komplexer Schließungsmechanismus im organisationalen Management«, in: *IFF Info* (Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung der Universität Bielefeld) 22, Nr. 30 (2005), S. 35–47; Eva Kreisky, »Der Stoff aus dem die Staaten sind. Zur männerbündischen Fundierung politischer Ordnung«, in: Kathrin Braun u.a. (Hg.), *Feministische Perspektiven der Politikwissenschaft*. München, Wien 2000, S. 144–181; dies., »Der Staat als »Männerbund«. Der Versuch einer feministischen Staatssicht«, in: Elke Biester u.a. (Hg.), *Staat aus feministischer Sicht*. Berlin 1992, S. 53–62; Stephan Höying, Ralf Puchert, *Die Verhinderung der beruflichen Gleichstellung. Männliche Verhaltensweisen und männerbündische Kultur*. Bielefeld 1998.

54 So z. B. bei Helmut Blazek, *Männerbünde. Eine Geschichte von Faszination und Macht*. Berlin 1999, und in Beiträgen der Sammelbände von Gisela Völker, Karin

48 Zahlreiche Rezensionen und Nachrufe zu Blüher sind in dessen Nachlass im Archiv der deutschen Jugendbewegung zu finden sowie in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Nachlass H. Blüher, Kasten 1, Mappe 3.

49 Blüher wurde im Februar 1948 von der Alliierten Kommandantur Groß-Berlins die begehrte »Lebensmittelkarte eins« zugesprochen, Ebd., Kasten 1, Mappe 4 und 9.

50 Während in *Meyers Großem Conversations-Lexikon* von 1908 unter dem neuen Stichwort »Männerbünde« auf »Männerhäuser« im Sinne des Ethnologen H. Schurz verwiesen wird, ist es in *Meyers Lexikon* des Jahres 1927 genau umgekehrt. Der Eintrag »Männerbund« hat den des »Männerhauses« ersetzt und wird um einen Hinweis auf Blüthers Werk ergänzt. Im *Großen Brockhaus* von 1930 avanciert der »Bund« zu einer »Grundform der menschlichen Vergesellschaftung« (Schmalenbach). Im Nationalsozialismus wird der Männerbundbegriff schließlich nicht mehr nur der »Völkerkunde«, sondern auch der »politischen Wissenschaft« zugeordnet, so z. B. in der achten Auflage von *Meyers Lexikon* aus dem Jahr 1939. Neben den Verweisen auf Baeumler, Rosenberg und Darre findet sich hier auch ein Hinweis auf Blüher. Mitte der 1950er Jahre erfährt der »Männerbund« im bundesdeutschen Kontext etwa in der fünften Auflage von *Herders Conversationslexikon* eine neuerliche Reduktion auf eine »soziale Einrichtung bei vielen Naturvölkern«. Diese Reethnologisierung des Begriffs setzt sich in den 1970er und 1980er Jahren (teilweise wieder unter dem Stichwort »Männerhaus«) bis in die Gegenwart

ner Einführung um 1900 eine historisch spezifische antiemanzipatorische Funktion hatte und damit ein bestimmtes Set von modernen Entwicklungen voraussetzt. Dazu gehören etwa die Freiheits- und Gleichheitsforderungen des Bürgertums im Gefolge der Französischen Revolution, die Frauenemanzipationsbewegung und die sozialen Kämpfe zwischen dem hegemonialen Bürgertum und ökonomisch wie »rassisch« oder geschlechtlich unterprivilegierten Gruppen. Nicht zuletzt konnte erst vom triebhaften, (homo)sexualisierten Männerbund die Rede sein, als das Sexualitätsdispositiv im Verlauf des 19. Jahrhunderts mehr Gewicht erhielt, welches der Sexualität des Einzelnen eine steigende Relevanz für das soziale Ganze zuschrieb. Auch der Generationenkonflikt, der im sich herausbildenden Männerbunddiskurs um 1900 zentral verhandelt wurde, ist ein zeitgebundenes Phänomen, weil erst zu diesem historischen Moment – nicht zufällig zeitgleich mit der »Geburt« des Männerbunds – die Phase der »Jugend« entdeckt wurde.

Wenn heute männerbündische Strukturen in Arbeitswelt, Staat und Politik ausgemacht werden, dann ist dies weniger als eine Fortsetzung des historischen Männerbunddiskurses zu verstehen, denn als eine (immerhin erstaunliche) strukturelle Äquivalenz zwischen bestimmten historischen Funktionen desselben und den Machteffekten von geschlechtsexklusiven Zusammenschlüssen von Männern in der Gegenwart.

Als ein Beispiel für das Fortwirken männerbündischer Strukturen in der Gegenwart möchte ich die informellen Zusammenschlüsse von Männern der höheren Managementebene herausgreifen. Diese wurden von der Soziologin Doris Doppler jüngst explizit als »Männerbünde« beschrieben, weil hier soziale und materielle Ressourcen akkumuliert werden, die der Machtausübung und der sozialen Schließung gegenüber Frauen und marginalisierten Männlichkeiten dienen.⁵⁵ Ähnlich wie durch den historischen Männerbunddiskurs bilden sich im *men's club* Kollektividentitäten heraus, die auf der Abwertung anderer basieren, »deren Ausschluss, Gegnerschaft, Ausbeutung oder Marginalisierung« legitimiert werden soll.⁵⁶

von Welck (Hg.), *Männerbünde, Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich*, 2 Bde., Köln 1990.

55 Doppler, »Männerbündisches Management« (Anm. 53), S. 42 und 44.

56 Klaus Türk, Thomas Lemke, Michael Bruch, *Organisation in der modernen Gesellschaft. Eine historische Einführung*, Wiesbaden 2002, S. 35.

In einem derartigen bündischen Zusammenschluss finden die Manager eine Art »kameradschaftlichen Umgang«, der jedoch deutlich distanzierter als eine »intime Freundschaft« abläuft.⁵⁷ Vergleichbar mit Baeumlers Forderung nach einer erlosenen »Kameradschaft«, zielt die informelle Bundbildung des höheren Managements darauf, eine Art »distanzierter emotionaler Nähe« zwischen den Männern herzustellen. Sie soll Sicherheit und Verbundenheit vermitteln, jedoch nicht die Intimität einer »selbstoffenbaren Freundschaft« haben und noch weniger offen homosexuell sein. Zwar ist es durchaus beabsichtigt, dass enge emotionale Bindungen und Gemeinschaftserlebnisse entstehen, besonders zwischen Älteren und Jüngeren, Mentoren und Mentees. Doch wird die dabei aufkommende emotionale Intensität gegenüber Außenstehenden selbst dann noch mit Sachzwängen begründet, wenn sie »die affektive Anziehungskraft von Privatleben und Familie verblasen« lässt.⁵⁸ Die demonstrative Homophobie der männerdominierten Subkultur hat den Effekt, eine größere Intimität der Bindungen zu verunmöglichen und heterosexuelle Machtstrukturen und Normen zu festigen. Sind die Mitglieder eher kameradschaftlich als freundschaftlich verbunden, lässt sich überdies interne Konkurrenz leichter handhaben. Rivalitäten untereinander können ohne Zusammenbruch der Gruppe integriert werden. »Kameradschaft, Homoerotik und Homophobie« formen auf diese Weise ein äußerst »funktionales Geflecht«.⁵⁹ Ziel ist eine »kameradschaftliche Verbundenheit« zum »generalisierten Anderen«. Unterstützt wird sie von einem »regelbetonten Zusammenleben, von hierarchischen Strukturen und einer absorbierenden ideologischen Zielsetzung«, so Doppler.⁶⁰

Im Gegensatz zum ausgeprägten Jugendkult im Männerbunddiskurs des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts ist eine Kultur der »starken Söhne« auf der Managementebene gegenwärtig weniger offensichtlich. Im höheren Management lässt sich vielmehr eine hierarchische Binnenstruktur ausmachen, die über eine strikte Altershierarchie (»Anciennitätsprinzip«) organisiert ist. In heutigen Großorganisationen stehen »fast ausnahmslos Patriarchen, alte

57 Doppler, »Männerbündisches Management« (Anm. 53), S. 36.

58 Ebd., S. 38.

59 Ebd., S. 36.

60 Ebd., S. 38.

Männer an der Spitze«, konstatieren Höying und Puchert.⁶¹ Dennoch sind bestimmte habituelle Kriterien der Jugendlichkeit wie Flexibilität, extreme Leistungsfähigkeit und ungebremsste Mobilität zu Markern hegemonialer Männlichkeit avanciert, denen sich auch die »Patriarchen« des Top-Managements nicht entziehen. Neben der traditionell patriarchalen Herrschaftsform scheint die »charismatische Herrschaft«, in der sich die »Brüder« um einen »charismatischen Führer« (im Sinne Max Webers) gruppieren, an Gewicht zu gewinnen.⁶² Carole Pateman diagnostizierte bereits vor rund zwanzig Jahren einen Trend zur Abwendung von traditional-patriarchalen Gesellschaften und eine stärkere Hinwendung zum »fraternal social contract«,⁶³ während John Remy davon ausgeht, dass bruderschaftliche und patriarchale Strukturen durchaus zusammen wirken können und ihren gemeinsamen Brennpunkt im Männerbund finden.⁶⁴

Dem historischen Männerbunddiskurs noch offensichtlicher ähnlich fällt dagegen die Abgrenzung vom familiären Bereich aus. Von Top-Führungskräften wird verlangt, dass sie Freunde, Familie und Hobbys dem Unternehmen unterordnen.⁶⁵ Tatsächlich wird »[d]ie Zeit für den Betrieb [...] geradezu als sakrosankt angesehen«. ⁶⁶ Die vermeintlich höheren Ziele der Arbeit werden glorifiziert und emotionalisiert, die familiären Bindungen nicht selten als vernachlässigbar betrachtet. »Die Familie ist zwar notwendig für die Reproduktion, ihr fehlt aber jene charismatisch-erotische Anziehungskraft, die dem männerbündischen Management als einflussreiche mystifiziert-öffentliche Institution eigen ist«, so Doppler.⁶⁷

Zugleich werden – äquivalent zum historischen Männerbunddiskurs – Frauen und Vertreter nichthegemonialer Männlichkeit(en) zur Sicherung der eigenen Machtstruktur ausgegrenzt und abge-

wertet.⁶⁸ Aber auch soziale Mittel- und Unterschichten haben kaum Chancen, in die informellen Zirkel aufgenommen und somit für Führungspositionen ausgewählt zu werden. Nach wie vor rekrutiert sich die Manager-Elite ganz überwiegend aus dem gehobenen Bürgertum,⁶⁹ das den entsprechenden klassenspezifischen Habitus vorweisen kann. Zu diesem gehört auch eine heterosexuelle Partnerschaft, die – trotz der generellen Abwertung familiärer Bindungen – als »Garant für Verlässlichkeit, Stabilität und Berechenbarkeit« gilt.⁷⁰

Die Abwehr von konkurrierenden Gruppen funktioniert oft über wenig offensichtliche, informelle Ausschlussmechanismen, etwa die »long hours culture«, die es erforderlich macht, über die offiziellen Arbeitszeiten hinaus Präsenz im Betrieb zu zeigen. Frauen, die sich nach wie vor für die Familienarbeit verantwortlich fühlen, werden so implizit benachteiligt. Auch stabilisieren sich homosoziale Netzwerke nicht selten über »männliche« Aktivitäten wie Sport oder Trinken, wodurch sie nur schwer zu lokalisieren sind, aber nichtsdestotrotz wirken.⁷¹ Überdies tragen »[s]exualisiertes Verhalten und Kommunikation dazu bei, die Frau auf Distanz zu halten, abzuwerten und gleichzeitig Kameraderie im Männerbund zu pflegen«. ⁷² »Eine prin-

68 Ebd., S. 41. Frauen sind nach wie vor aus höheren Managementpositionen in großem Maße ausgeschlossen. Der Frauenanteil im Topmanagement der US-Fortune-500-Unternehmen lag im Jahr 1998 bei 3,8 Prozent. Eine im Jahr 2002 vom IMD International Search and Consulting durchgeführte Studie ergab für Deutschland einen Frauenanteil von 5 Prozent in der obersten Hierarchiestufe, 14 Prozent in der mittleren und 19 Prozent in der unteren Managementebene. IMD International Search and Consulting, International Survey Project »Women in Management«, 2002 (<http://www.wdf.at>) (abgerufen am 8. 8. 2009). zit. nach Doppler, »Männerbündisches Management« (Anm. 53), S. 42.

69 Michael Hartmann, »Soziale Öffnung oder soziale Schließung. Die deutsche und die französische Wirtschaftselite zwischen 1970 und 1995«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 26 (1997), S. 296–311; hier S. 296; vgl. auch: ders., Johannes Kopp, »Elitenselektion durch Bildung oder durch Herkunft? Promotion, soziale Herkunft und der Zugang zu Führungspositionen in der deutschen Wirtschaft«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53 (2001), S. 436–466.

70 Doppler, »Männerbündisches Management« (Anm. 53), S. 42.

71 Ebd.

72 Daniela Rastetter, »Männerbund Management. Ist Gleichstellung von Frauen und Männern trotz wirksamer archaischer Gegenkräfte möglich?«, in: *Zeitschrift für Personalforschung* 12, Nr. 2 (1998), S. 167–186; hier S. 178.

61 Höying, Puchert, *Die Verhinderung der beruflichen Gleichstellung* (Anm. 53), S. 166.

62 Ebd., S. 167.

63 Carole Pateman, *The Disorder of Women. Democracy, Feminism and Political Theory*, Cambridge 1989, S. 33 f.

64 John Remy, »Patriarchy and Fratriarchy as Forms of Androcracy«, in: Jeff Hearn, D. H. J. Morgan (Hg.), *Men, Masculinities and Social Theory*, London 1992, S. 43–54.

65 Doppler, »Männerbündisches Management« (Anm. 53), S. 40.

66 Helmut Kasper u.a., *Managen und lieben. Führungskräfte im Spannungsfeld zwischen Beruf und Privatleben*, Frankfurt/M., New York 2002, S. 171.

67 Doppler, »Männerbündisches Management« (Anm. 53), S. 40 f.

zipielle Öffnung bedeutet also nicht gleichzeitig eine tatsächliche Offenheit.«⁷³

Die im beruflichen Männerbund organisierten Väter sind tendenziell abwesende Väter. Die aktuelle pädagogische Ratgeberliteratur beklagt zwar den emotionalen Verlust, den Jungen erleiden, wenn ihre Väter abwesend sind. Sie macht jedoch oft die zu Hause (über)dominanten Mütter für bestimmte psychische Defekte der Jungen verantwortlich. »Die Familienkonstellation, in der diese Muttergebundenheit [des Sohnes, C. B.] entsteht«, zeichne sich durch das »ganz große Bedürfnis« der Mutter aus, ihren Sohn nah bei sich zu behalten. Erst in zweiter Linie wird die Abwesenheit des Vaters benannt. Das Schlimmste an der Abwesenheit des Vaters scheint mitunter die fehlende Rettung vor der Mutter zu sein, das heißt »das Fehlen eines Kräftefeldes, das stark genug wäre, die Schürzenzipfel abzuschneiden und das Kind aus der Küche in die Werkstatt zu ziehen«, wie es im psychotherapeutischen Ratgeber von Gregor M. Vogt und Stephen T. Sirridge heißt. Ein solch »muttergebundener Mann« vermeide »jegliche direkte Konfrontation mit anderen« und könne stattdessen lediglich »fluchen, lästern [und] murren«.⁷⁴ Er sei »innerlich weich und passiv«, gerate leicht in »große Krisen« und unterdrücke seine maskulinen Eigenschaften, zu denen laut Vogt und Sirridge »Stärke, Entschlossenheit, Direktheit, Virilität, Mut, Ausdauer und Willensstärke« gehören. Die unglücklichen Söhne fühlten sich nicht nur von ihren anderweitig beschäftigten Vätern im Stich gelassen, sondern sich »außerdem auch dem Ärger ihrer unglücklichen Mütter ausgesetzt«.⁷⁵

Noch expliziter macht der Bestseller von Matthias Matussek, *Die vaterlose Gesellschaft*, Frauen als die eigentlichen Urheberinnen der vaterlosen Gesellschaft und einer damit verbundenen krisenhaften Männlichkeit aus.⁷⁶ Die vermeintliche »Vernichtungswut«

feministischer Frauen richte sich »nicht nur gegen Männer, sondern logischerweise gegen Väter und damit gegen die Institution Familie schlechthin«. Für das »Feminat« stehe die »Abdankung der Männer« fest. »Erlösungsziel« sei, so Matussek, »die vaterlose Gesellschaft«.⁷⁷ Die »feministische Raserei« entrechte die Väter, zerstöre die Familien, vernichte Biographien, während Frauen »im Familienbereich eine schier grenzenlose Macht über Kind und Geld eingeräumt« werde.⁷⁸

Eine solche Art, Vaterlosigkeit (als krisenhafte Männlichkeit) zu problematisieren, übersieht jedoch, dass die Macht, die Mütter über Kinder haben, eine gesellschaftlich stark eingeschränkte Form der Macht ist.⁷⁹ Hingegen wird kaum thematisiert, dass die Väter von ihrer familiären Abwesenheit durchaus profitieren: So verfügen die abwesenden Väter *en gros* über weit größeres ökonomisches und soziales Kapital als die oftmals nur eingeschränkt berufstätigen Mütter. Aus der Perspektive des Sohnes jedoch, die in der pädagogischen Ratgeberliteratur bevorzugt eingenommen wird, erscheinen die krisengeschüttelten (un)männlichen Akteure vor allem als Opfer der Frauen, als Opfer der Mütter und gesellschaftlicher Emanzipationsprozesse. In diesem Sinn zeigt auch der gegenwärtige Vaterlosigkeitsdiskurs verborgene antifeministische Effekte – gerade wenn in ihm der »Gewinn« väterlicher Abwesenheit (das durch männerbündische Strukturen akkumulierte symbolische und ökonomische Kapital) neuerlich dethematisiert wird.

73 Doppler, »Männerbündisches Management« (Anm. 53), S. 42.

74 Gregor M. Vogt, Stephen T. Sirridge, *Söhne ohne Väter. Vom Fehlen des männlichen Vorbilds*, aus dem Amerikanischen übersetzt von Klara Vogel, Frankfurt/M. 1993, S. 38.

75 Ebd., S. 13 f.

76 Matthias Matussek, *Die vaterlose Gesellschaft. Eine Polemik gegen die Abschaffung der Familie*, aktualisierte Neuaufl., Frankfurt/M. 2006. Ähnlich heißt es auch in einem anderen aktuellen Ratgeber: »Es gibt eine Krise der Männlichkeit und die hat mit dem Problem der Väter zu tun. In der »Vaterlosigkeit« unserer Gesellschaft tut sich das grundlegende Dilemma heutigen Mannseins auf.« Markus Hofer,

»Männlichkeit ernst nehmen. Zur Einleitung«, in: Richard Rohr, Wassilios E. Fthienenakis u.a., *Vater, Sohn und Männlichkeit. Wie der Mann zum Mann wird*, hg. v. Markus Hofer, Kevelaer 2008, S. 7-18, hier S. 7.

77 Matussek, *Die vaterlose Gesellschaft* (Anm. 76), S. 21.

78 Ebd., S. 22.

79 Vgl. Stefanie von Schnurbein, *Krisen der Männlichkeit. Schreiben und Geschlechterdiskurs in skandinavischen Romanen seit 1890*, Göttingen 2001, S. 316-331, hier S. 329.